Stadtteilkultur Brasselsberg

Spuren des Braunkohlen-Bergbaus Zeche Marie

Übersichtskarte Bereich Zeche Marie von Gewässerplan KEB / KasselWasser Stand von ca. 2010 mit Bearbeitung von 2015. Das Areal der Bergbauaktivitäten reicht vom Marie(n)tal bis zum südlichen Quellstrang des Pangesbaches. Der Bergbau erstreckte sich offensichtlich über einen größeren Bereich als in offiziellen Übersichtskarten dargestellt. Dies ist an eindeutigen Spuren im Gelände zu erkennen.

Bergbau - Zeche Marie

1536	Erlass Bergbaufreiheit durch Landgraf Philipp
1579	Beginn eines staatlich geordneten Braunkohle-Abbaus im Habichtswald. Förderung von Schwarzkohle am Ziegenberg
1868	Bergbaurechte Zeche Marie an Schombardt-Gruppe
1890	Beginn des Bergbaus an der Zeche Marie
1909	Ende der ersten Bergbauphase
1891	Bau des noch vorhandenen Steigerhauses
1914	Bau des Gaststättengebäudes
1947	Beginn der zweiten Bergbauphase an Zeche Marie in einem südlich gelegenen Bereich
1950	Bau einer Lorenseilbahn ins Druseltal
1961	Stillegung der Seilbahn und Transport per LKW
1966	Einstellung des Bergbaubetriebs

Grobe Zeittafel über den Bergbau im Habichtswald insgesamt und an der Zeche Marie im Marie(n)tal.

Auffällig sind hier die zwei verschiedenen Zeitabschnitte des Bergbaus an der Zeche Marie in unterschiedlichen Bereichen. Beide haben nicht nur Spuren hinterlassen, sondern auch ökologische Konsquenzen auf die Gewässer und die Waldlandschaft bis in die heutige Zeit oder besser: gerade erst in der heutigen Zeit, denn je größer der Zeitabstand zur Betriebsphase ist, desto mehr verändern Einstürze von Stollen das Verhalten von Bächen und Quellen, ohne dass die exakten Ursachen dafür festgestellt werden können, weil niemand weiß, was dort tief unter der Erdoberfläche passiert.
Die Zeittafel soll nur einen kurzen geschichtlichen Überblick in Geschichtszahlen vermitteln. Ansonsten ist diese Dokumentation nicht der Geschichte des Bergbaus am Brasselsberg gewidmet, sondern den Spuren, die er in der Natur hinterlassen hat, die sich dem Betrachter nicht immer automatisch erschließen.
An anderen Bergbau-Orten gibt es tlw. sogenannte ECO-Pfade, die dort letztlich mit ihren Informationstafeln den gleichen Zweck erfüllen. Nachteil der Dokumentation ist, dass man bei der Suche vor Ort keine Schilder vorfindet und sich anhand des Textes und der Bilder und Karten zurecht finden muss. Solange es aber keinen ECO-Pfad „Braunkohlen-Bergbau Zeche Marie“ gibt, soll wenigstens eine Dokumentation die notwendigen Informationen bereitstellen.
Die Spuren sind auch sehr unterschiedlich beschaffen. Die einen fallen sofort auch ohne große Vorkenntnisse ins Auge, für andere benötigt man schon einige Kenntnisse und Erfahrungen, um sie zu entdecken, wie Veränderungen am natürlichen Geländeverlauf, unsachgemäße Gehölzpflanzungen in Renaturierungsbereichen, trocken gefallene Quellen und Bäche, Staustufen in den Bächen und einiges mehr. Die Dokumentation soll hier helfen, einen Blick dafür zu bekommen.

Zeche Marie - Kernbereich:

Wenn man mit einem Rundgang am Parkplatz oberhalb der Haltestelle Blütenweg beginnt, trifft man zunächst auf diesen Sandfangteich, in dem sich der Sand aus einem Wasserlösungsstollen des jüngeren Bergwerks, aber auch aus Zuflüssen des alten Bergwerks absetzen kann, um das Ökosystem des nachfolgenden Dönchebaches nicht zu gefährden. Der Sand wird regelmäßig ausgebaggert und abgefahren.

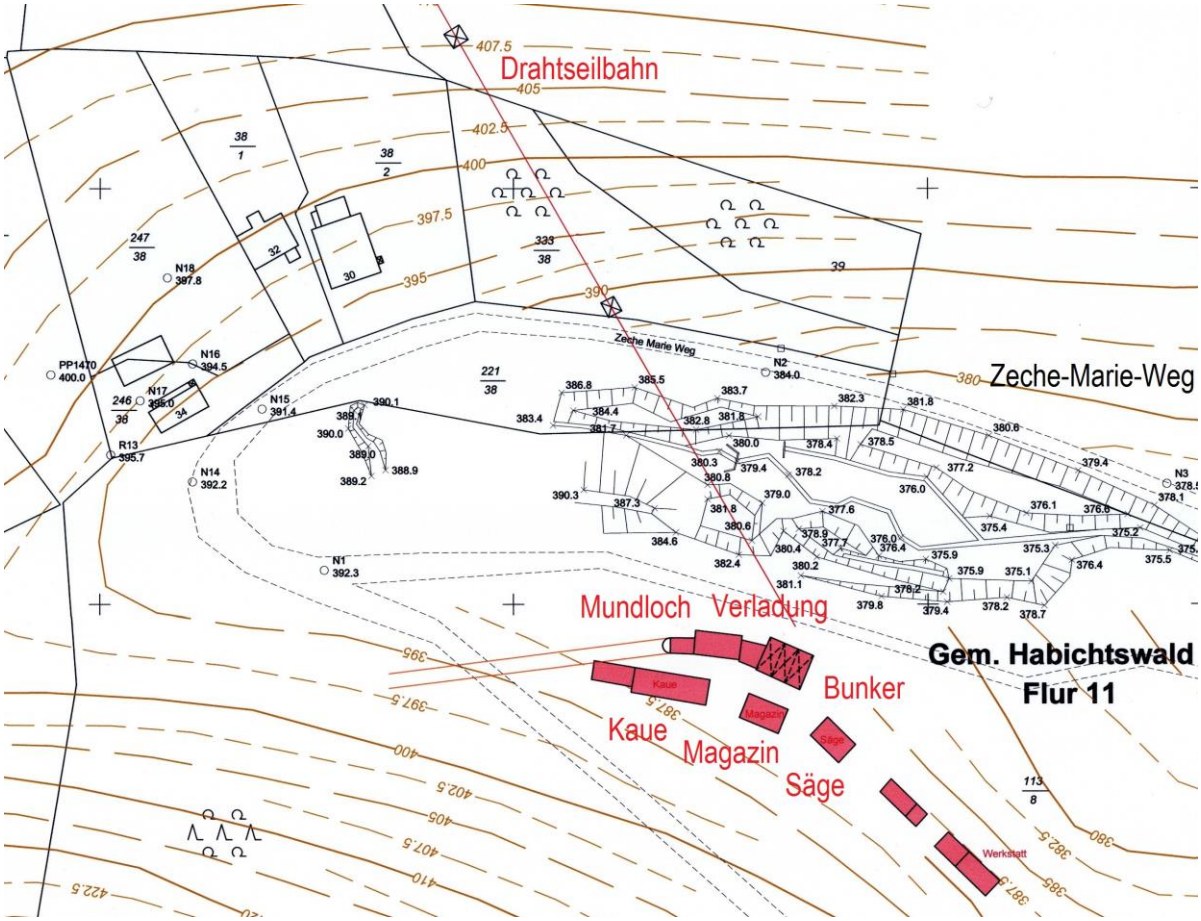
Auf diesem Bild kann man die Sandablagerungen gut erkennen. Mit einer Schleuse kann der Bach - z.B. beim Beseitigen des Sandes aus dem Teich - in ein Umgehungsbachbett, dem ehemaligen natürlichen Bachbett, umgeleitet werden. Das ursprünglich geplante Absaugen des Sandes ist wegen der hohen Verdichtung und der Tonanteile gescheitert. Dafür war oberhalb der Gabionen-Mauer ein Stellplatz für ein entsprechendes Fahrzeug entstanden. Jetzt wird jedoch gebaggert, was das Umfeld negativ beeinträchtigt und das Ablaufniveau des Teichs verändern kann

Mit dem Absperrbauwerk links kann der Zufluss zum Sandfangteich geschlossen werden. Der Abfluss rechts führt das Wasser zu einem Verteilerbauwerk, in dem das Wasser zwischen Mühlbach und Dönchebach aufgeteilt werden kann. Da dieser Zufluss öffentlich zugänglich ist, ist er auch manipulierbar, weshalb derzeit über eine manipulationssichere Lösung nachgedacht wird. Und was hat das mit Bergbau zu tun? Ganz einfach: Ohne die Sandausschwemmungen aus den alten Stollen gäbe es keinen Sandfangteich, sondern eine bei Mühlbächen übliche Sperrvorrichtung, die die Wasserzufuhr aus dem „Spenderbach“ entsprechend den Notwendigkeiten des Mühlenbetriebes reguliert, denn die Mühlbäche und Mühlgräben führten früher nicht ständig Wasser. Der Sandfangteich hat demzufolge hier das Ökosystem als Folge des Bergbaus durcheinander gebracht.

Aus diesem Rohr tritt das Wasser des in der letzten Bergbauphase ca. 1949 angelegten Wasserlösungsstollens (Entwässerungsstollen) ans Tageslicht. Wasser und Basaltbarrieren unter Tage waren die großen Probleme der Zeche Marie. Der Abraum des 250 m langen Wasserlösungsstollens wurde etwas unterhalb auf einer Halde im Marie(n)tal gelagert.
Die rötlich braune Färbung lässt auf hohen Eisengehalt schließen, aber auch die Sandspuren kann man im Bachbett deutlich erkennen. Aber auch andere nicht so ganz bekömmliche Bestandteile enthält das Wasser. Lt. Aussage eines Gewässerökologen u.a. auch giftiges Quecksilber. Als Trinkwasser ist das Wasser nicht zu gebrauchen, auch wenn die Mengen nur gering und für die Natur unbedenklich sind.
Das Rohr täuscht hier auch etwas über die Bauweise eines Wasserlösungsstollens hinweg, den dieser ist ein begehbarer Stollen mit einer Wasserrinne. Da das Bergwerk ohne diesen Stollen „absäuft“ sind Wartung und Kontrolle besonders wichtig.
Aber wie findet man dieses Rohr? Am besten verlässt man den Weg und folgt dem Bach möglichst in vegetationsarmer Zeit. Man kann zwar auch vom Weg zu dem Rohr kommen, aber die Stelle ist schwer zu finden und sehr steil.

Kartenausschnitt mit Markierung des Wasserlösungsstollens (Abzweigdarstellung gemäß Originalplan)

Ab 1961 übernahmen LKW die Abfuhr der Braunkohle. Die LKW fuhren den Zeche-Marie-Weg hinauf, wurden in der Ladebucht an der Betonmauer beladen und fuhren dann wieder hinunter zur Konrad-Adenauer-Straße (damals Bergstraße). Auch im ersten Bergwerksbetrieb erfolgte die Abfuhr der Kohle mit Fuhrwerken. Im Nachkriegsbetrieb (ab 1947) wurde von 1950 bis 1961 die Kohle per Seilbahn ins Druseltal befördert und dort über einen Kohlebunker in die Gütertriebwagen der Herkulesbahn verladen. (Bilder und Karte folgen noch). Die Betonstützmauer ist auch ohne weitere Beschreibungen nicht zu übersehen, auch wenn der berühmte Zahn der Zeit schon etwas daran genagt hat.



In diesem Kartenausschnitt einer Bergbaukarte mit Darstellung der Situation unmittelbar vor der Einstellung des Betriebs. Man erkennt links oben die noch vorhandenen Gebäude Steigerhaus und ehem. Gasthaus und in Rot die baulichen Anlagen der letzten Bergbauphase. Interessant ist der Kohle-Bunker mit seinen 3 Trichterkammern und dem Anschluss an die Lorenseilbahn in Richtung Druseltal. Aber der Bunker bediente nicht nur die Seilbahn sondern in der letzten Pase auch die LKW`s, deren Ladeplatz so angelegt war, dass dies möglich war. Gleichzeitig befand sich an dieser LKW-Verladung auch eine Brückenwaage, die auch noch etliche Jahre nach der Stillegung dort zu sehen war. Aber auch der Fundamentrest eines Seilbahnmasts erklärt sich aus diesem Plan. Ebenso die Gründungsspuren der dargestellten Gebäude.

Das Mundloch, das unmittelbar an die Gebäude anschließt, ist ebenfalls eingetragen und beschriftet und aus den Linien des Hauptstollens kann man die Richtung verfolgen. Die Höhenlinien lassen, trotz Unterbrechung im Bereich der Gebäude, erkennen, dass die Topographie den Funktionen im Ladebereich optimal entgegen kamen. Die dargestellten Böschungen im Marie(n)tal zeigen die dort befindlichen Abraumhalden, die abweichend vom ringsum üblichen Baumbestand mit billigeren Fichten bepfanzt sind.

Über die Beschaffenheit der Gebäude ist momentan nichts Näheres bekannt. Die schlichte Gründung lässt aber auf eine leichte Bauweise schließen. Dies kann aber für den Kohle-Bunker nicht zutreffen, denn dieser musste erhebliche Gewichte von feuchter, frischer Braunkohle aushalten. Da keine gesprengten Betonreste herumliegen, ist zu vermuten, dass er aus Stahl und Holz bestand. Weitere Recherchen hierzu werden nötig sein.

Oft ist man bei historischen Recherchen auch auf Bilder oder Zeichnungen angewiesen. Die Zeichnungen sind meist in Firmenarchiven und unterliegen der „Geheimhaltung“. Fotos wurden damals nicht so häufig gemacht wie heute und schon gar nicht von Industrieanlagen, denn jedes Foto kostete Geld. Meist ist es reines Glück, wenn man ein Foto erhaschen kann, das nicht nur eine Frage klären, sondern auch die Antwort belegen kann.

Trotzdem kann man mit der Kenntnis von ähnlichen Anlagen an anderer Stelle und dem Lageplan ein vergangenes Bild im Kopf entstehen lassen, das sich hier aber leider nicht einfügen lässt.

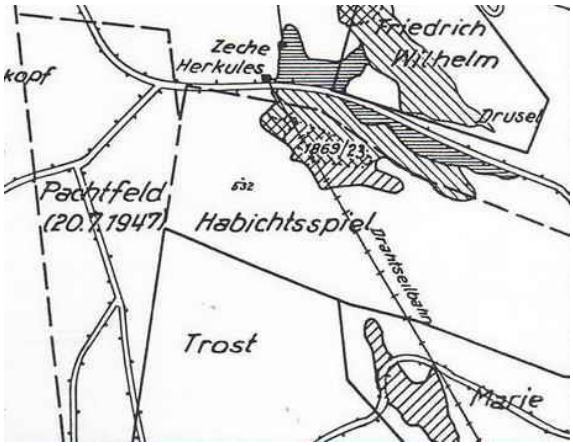
Kaum zu erkennen: Überreste eines Seilbahn-Mastfundamentes an der Zeche Marie oberhalb der Betonmauer neben dem Weg. Man sieht nur noch etwas Beton und ein paar Stahlteile, denn die Masten wurden gesprengt. Wenn man wissen will, wie so ein Mast aussah, sollte man den ECO-Pfad Bergbau Söhre ablaufen. Da hat man einen stehen gelassen. Leider ist das Bild davon nicht gelungen.

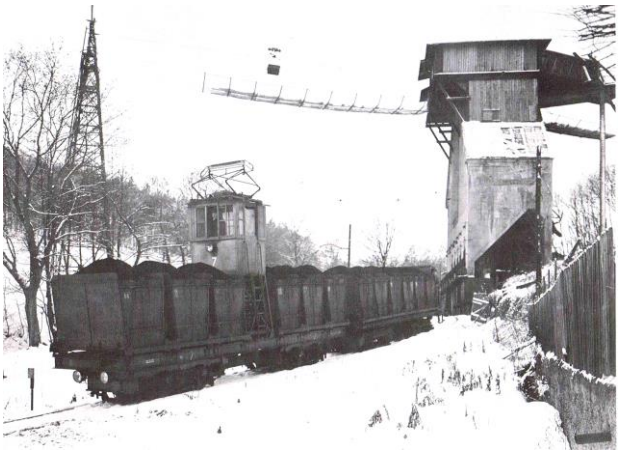
Deshalb hier ein Archivbild von Lorenseilbahn mit Mast des Basaltabbaus Helsa. Man kann davon ausgehen, dass das an der Zeche Marie und in der Söhre sehr ähnlich ausgesehen hat.

An der Zeche Marie blieb jedoch kein Mast stehen geblieben, weil es auch keinen ECO-Pfad gibt, sondern die Masten wurden abgebaut und die Fundamente gesprengt.

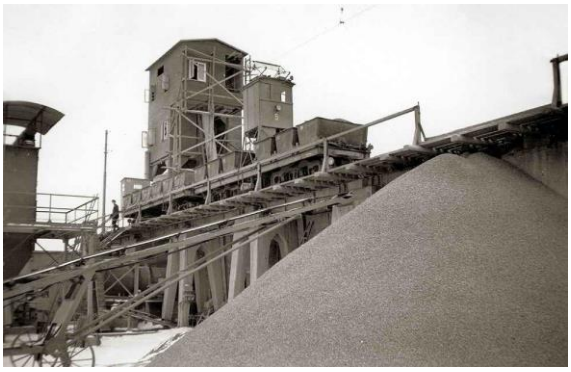
Gesprengt wurden auch drei Betonfundamente einer ehemaligen Seilbahnanlage im Zeche-Marie-Weg

Originaltext aus einem Tätigkeitsbericht des THW von 1981





Kartenausschn. Seilbahnverbindung und Kohle-Bunker im Druseltal mit Seilbahn und Gütertriebwagen. Rechts am Bildrand hinter dem Zaun befanden sich die Betriebsgebäude, der Bergwerksgesellschaft, die zum Teil heute noch erhalten sind, aber eine andere Nutzung haben.



Gütertriebwagen Unterwegs an der Druseltalstraße Entladerampe für Kohle und Basalt Bhf. Wilh.

Die Gütertriebwagen der Herkulesbahn waren bereits damals ab Baujahr 1902 mit einer Technik ausgestattet, die bei der (beladenen) Talfahrt Strom in das Netz zurückspeiste. Die Maximalgeschwindigkeit für die (leere) Bergfahrt betrug 15 km/h für die (beladene) Talfahrt 10 km/h. Zu den Triebwagen gab es noch antriebslose Beiwagen, wie auf allen 3 Bildern zu erkennen ist. Ein Behälter fasste 2,5 t. D.h. ein Gespann mit 12 Behältern transportierte immerhin 12 x 2,5 = 30 t.
Die Entladung für Kohle und Basalt war natürlich getrennt und auf dem Bild das relativ helle Material war sicher Basaltschotter. Warum er hier auf Halde gekippt wurde, statt gleich auf die Wagons der DB verladen zu werden, ist nicht bekannt.
Bekannt aber ist der Mechanismus, mit dem die Gütertriebwagen be- und entladen wurden: Die Behälter stehen auf Rollen und sind seitlich in die Bunker verfahrbar, um dort beladen zu werden oder ihre Ladung abzukippen.
Für die Kasseler waren die Triebwagen Teil des täglichen Lebens, aber sie hatten auch etwas einmaliges und das tiefe Geräusch, das die Motoren bei der Talfahrt unter schwerster Last in der Phase der Stromerzeugung machten, bekommt man als Zeitzeuge nie wieder aus den Ohren.

Mauerreste der Fundamente von Zechengebäuden der letzten Betriebsphase von 1947 bis 1966. Man muss aber sehr genau hinsehen, denn man sieht nur ein paar Basaltsteine, auf denen die vermutlich leichten Holzgebäude ruhten. Etwas weiter oberhalb befand sich auch ein 50 m tiefer Filterbrunnen für Grubenwasser.

Auch ganz unscheinbare Relikte des Bergbaus findet man im Gelände. Bei diesen Holzpfosten und dem rostigen Blech ist die Funktion allerdings völlig unklar.

Es gibt im Marie(n)bach einige künstliche Stufen, die offensichtlich nur der Sandablagerung dienten. Auch diese entdeckt man nur, wenn man dem Bachlauf abseits der Wege folgt.

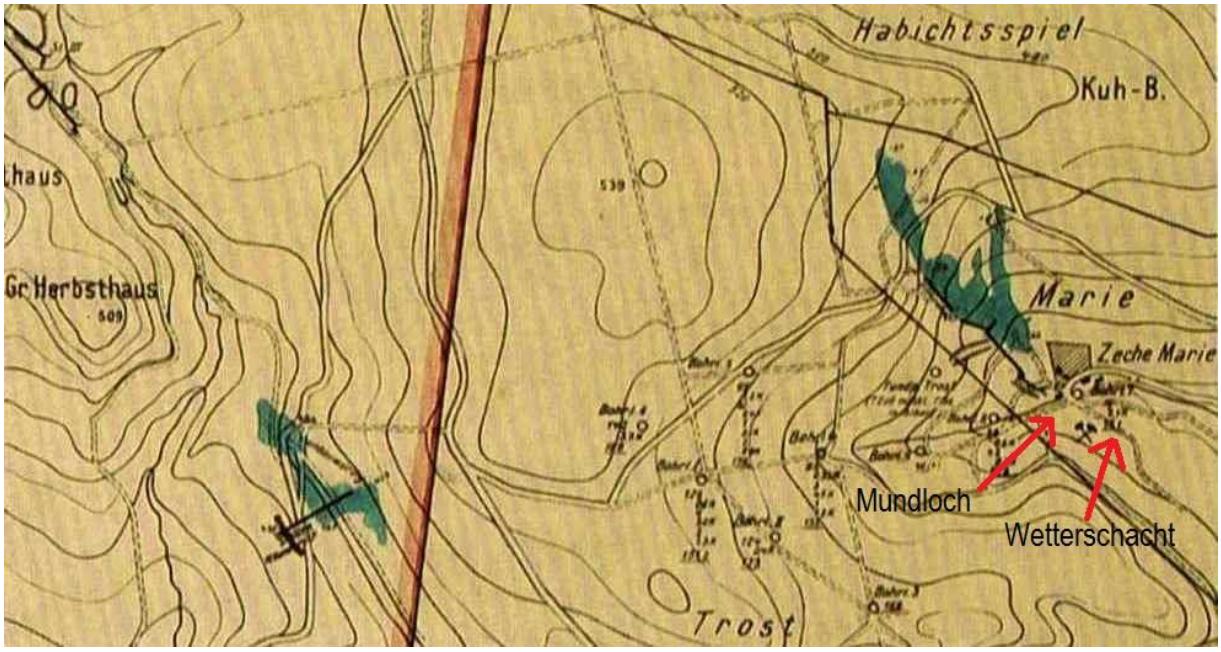
Weitere Stauanlagen im Marie(n)bach dicht unterhalb der Zeche Marie. Es ist unklar, aus welcher Bergwerksepoche sie stammen. Da sie im Marie(n)bach liegen muss man von der Epoche 1890 – 1909 ausgehen. Das Material aus einfachem Splittbeton ist typisch für diese Zeit. In der Nachkriegs-Epoche des Bergbaus an der Zeche Marie dürfte der Marie(n)bach keine bedeutende Rolle mehr gespielt habe, außer das Wasser der früheren Epoche daran zu hindern in die Stollen der Nachkrigegsepoche einzudringen.

Unterhalb des Straßenbogens an der Zeche Marie befindet sich diese Stauanlage mit Überlaufrohren, die wahrscheinlich im Becken mit einem Bogen nach oben geführt waren. Heute hat sich das Wasser einen Weg seitlich an der Staumauer vorbei gesucht. Etwas weiter unterhalb befindet noch eine weitere ähnliche Staumauer (oberes Bild). Wie bereits erwähnt dienten die Becken oberhalb der Staumauern als Absetzbecken für Sand. Dokumentarisch festgehalten ist darüber nichts.

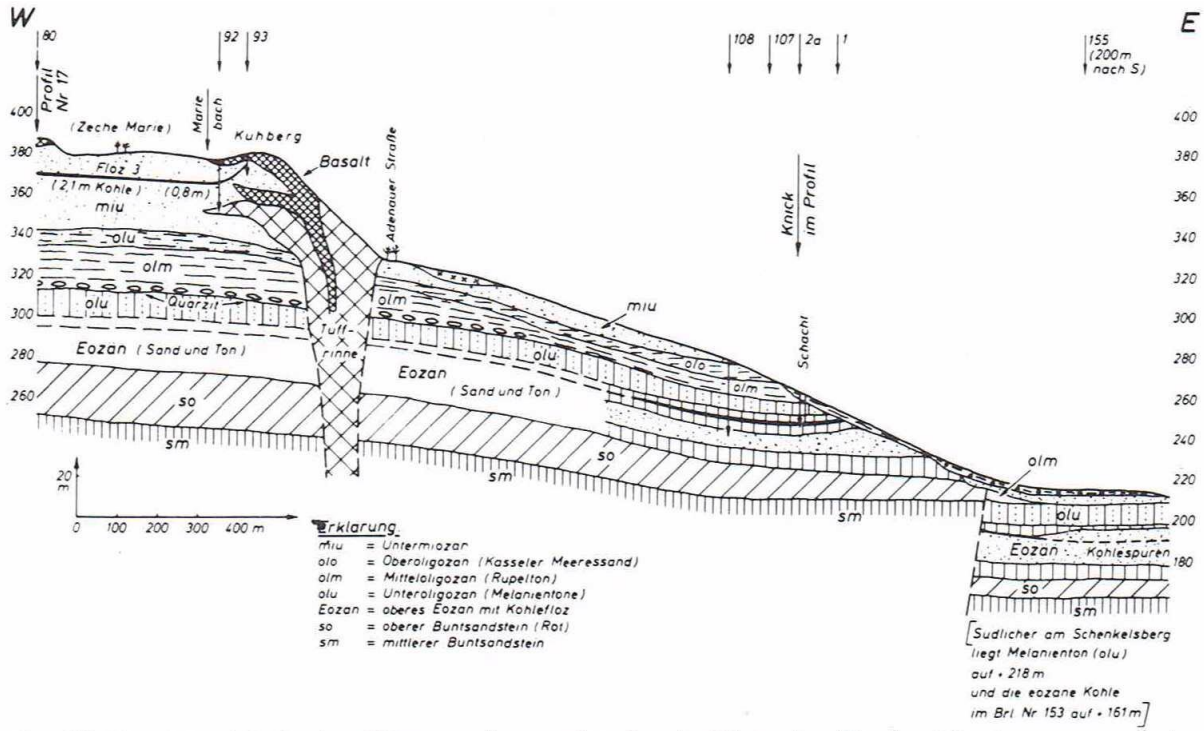
Aber auch auf den „Marie(n)bach“ (umbenannt in Nordshäuser Mühlbach) hat die Bergbautätigkeit im Marie(n)tal. Erheblichen Einfluss.

Hier sprudelt mit größerem Druck von unten Wasser aus dem Untergrund – seitlich des natürlichen Bachlaufs. Natur Pur? Nein! Hier tritt vielmehr Wasser aus, das oberhalb in alten Stollen versickert ist. Hier macht das Wasser sogar eine Spitzkehre. Der dafür verantwortliche Stein wurde zwischenzeitlich (nach 1911) entfernt. Was hier wie ein Naturschauspiel wirkt, ist auch nur wieder eine Auswirkung des Bergbaus. Wasser verschwindet nicht einfach, sondern sucht sich neue Wege.

Hier in diesem Bild kann man deutlich die Sandablagerungen neben der „Scheinquelle“ erkennen. Der beste Beweis dafür, dass das Wasser aus den Stollensystemen kommt.

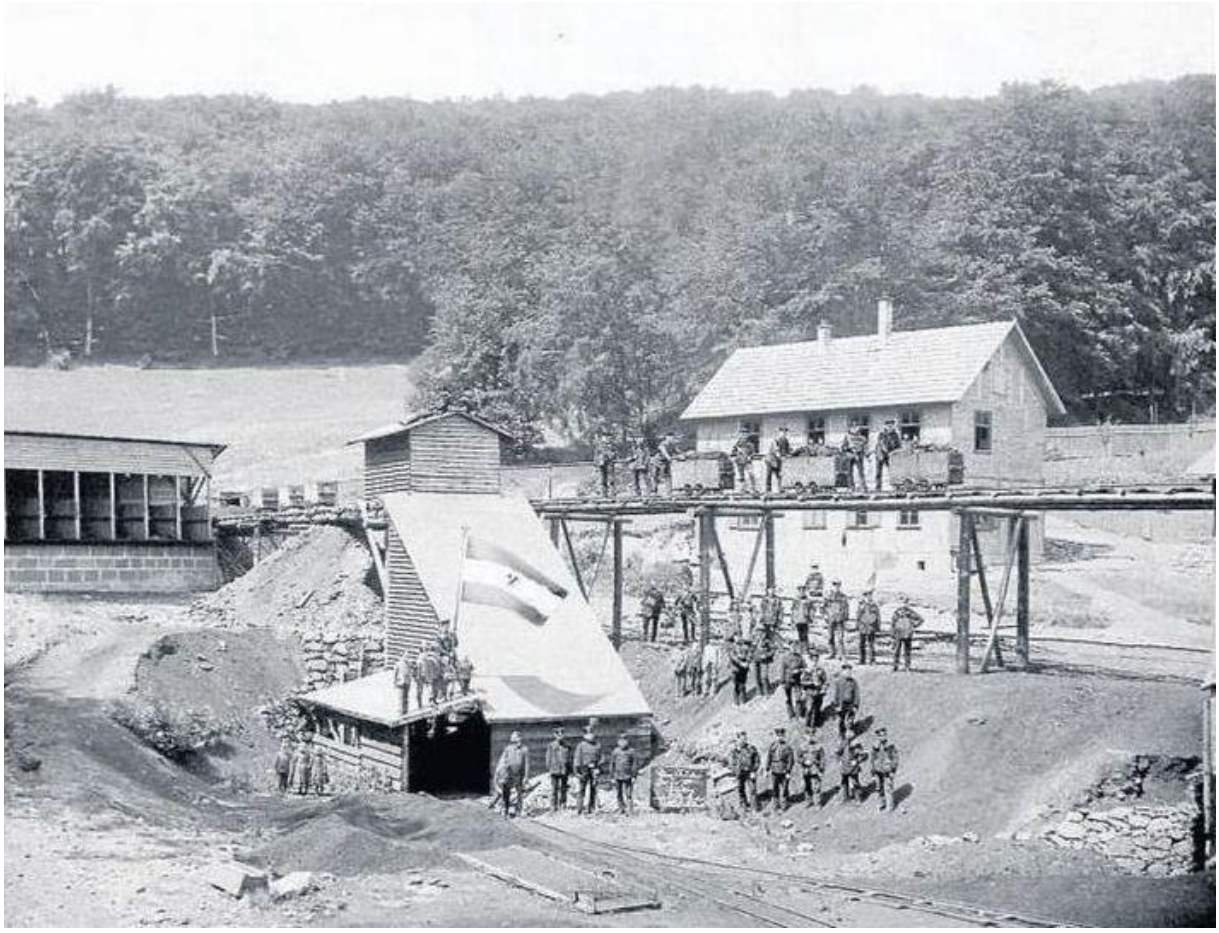


Übersichtskarte Zeche Marie von 1923 mit Mundloch und Hauptstollen direkt in Talmitte unter dem Marie(n)bach. Wasser war stets ein großes Problem an der Zeche Marie, was in diesem Fall auch nicht weiter verwundert. Aber es ist dann auch ziemlich klar, wo das Wasser des trockenen oberen Abschnitts des Marienbachs verschwindet. Der historische Name Marie(n)bach ist übrigens keine Erfindung, sondern durch Dokumente belegbar.



Profil Nr. 16 Links im Westen das auslaufende Flöz der Zeche Marie, wo auch im schwachen Flöz zum Teil abgebaut worden ist/Nach Osten zu im Profil das ältere Tertiär

Dieses Geländeprofil des Bereichs der Zeche Marie stammt aus dem Buch von Wilhelm Steckhan „Der Braunkohlenbergbau und seine geschichtliche Entwicklung aus fünf Jahrhunderten im Habichtswald bei Kassel“. Es gilt sozusagen als die Bibel des Bergbaus im Habichtswald. Hier findet man, wie auch in weiteren Darstellungen die Bezeichnung Marie(n)bach, die auch Hessenforst bekannt ist. Da sowohl Mariebach als uch Marienbach Verwendung findet, wird hier das „n“ in Klammern gesetzt.



Dieses Bild von 1893 zeigt die Ladeanlagen an der alten Zeche Marie. Hinter dem Gebäude links lag das Mundloch, aus dem die Loren mit der Kohle kamen. Die Funktion des Gebäudes mit dem Pultdach in der Bildmitte scheint zunächst unklar. Wenn man aber die Feldbahngleise davor sieht, die in Richtung der im Gelände noch erkennbaren Abraumhalden verlaufen, wurde hier wahrscheinlich über eine Rutsche der Abraum in Loren auf der unteren Gelädeebene gefüllt und zur Halde gefahren. Das Brückenbauwerk diente zur Verladung der Braunkohle auf Pferdefuhrwerke. Rechts im Hintergrund sieht man das 1891 fertigestellte Steigerhaus, das hier offensichtlich noch nicht verputzt und das Fachwerk noch nicht gestrichen ist.

Sicherung der Stollen Aufgabe der Besitzer

KASSEL. Die Nachwirkungen des Bergbaus im Habichtswald beschäftigen die Fachleute bis heute. Immer wieder kann es zu Absenkungen des Bodens kommen.

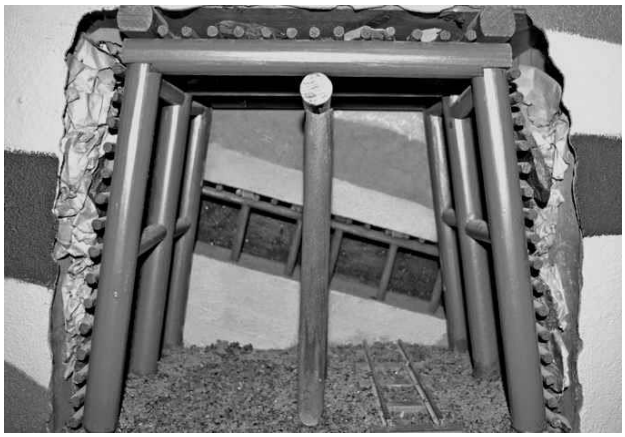
Abseits der Bebauung ist das kein Problem, doch in der Nähe der Wohnhäuser am Zeche-Marie-Weg mussten die alten Stollen 1999 zuletzt gesichert werden. Damals wurde ein Gemisch aus Sand und Zement bis zu 30 Meter unter dem Erdboden in die ehemaligen Schächte gespritzt, um sie zu stabilisieren. Gezahlt hat damals die Preußen Elektra, die heute zum Energiekonzern E.on gehört.

Der frühere Betreiber des Kohleabbaus und des Kraftwerks in Borken (Schwalm-Eder-Kreis) hatte sich Mitte der 1960er-Jahre die Rechte am Abbau im Habichtswald gesichert. (tos)

Die Vepressung der Stollen wurde bereits erwähnt. Hier ist ein Ausschnitt aus einem Artikel der HNA vom 28.07.2006. Diese Sicherungen wurden nur im Bereich gefährdeter Bebauungen durchgeführt.
In den übrigen Bereichen des Bergbaus kann es jederzeit Bergsenkungen geben. Im Saargebiet wurde dadurch sogar schon ein Erdbeben ausgelöst. Sichtbar sind aber bereits jetzt die Auswirkungen auf die Bäche. Pläne von den Stollensystemen werden jedoch von den Betreibern bzw. Rechtsnachfolgern unter Verschluss gehalten.

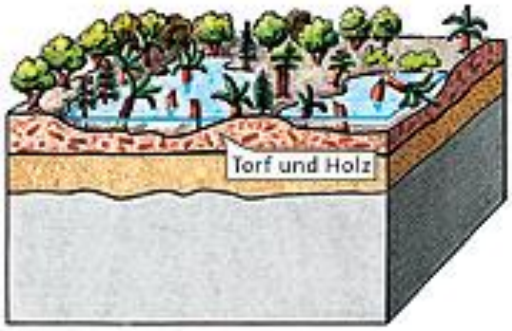
Da von dem Mundloch (Stolleneingang) des Schrägstollens der Zeche Marie in dieser Phase des Braunkohlenbergbaus keine Bilder vorliegen, wird hier als Beispiel das Mundloch einer kleineren Zeche aus dem Ruhrgebiet gezeigt. Oft hatten die Stollenmundlöcher im größeren Schlussstein über dem Bogen das Bergwerkssymbol. Einige hatten Gittertore wie das dargestellte, andere schwere geschlossene Holztore.

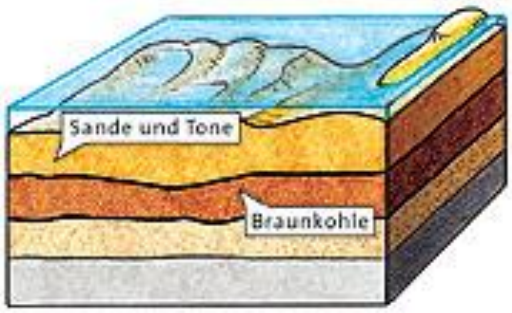
So bescheiden auch diese Mundloch-Darstellung aussieht, so war das Mundloch als Zugang zu einem Bergwerk mit das wichtigste Bauteil. Hier fuhren die Bergleute ein und hier kam das geförderte Gut wieder heraus. Manchmal waren auch mehrere Mundlöcher nebeneinander angeordnet, wie am Herbsthäuschen für Fahrweg, Transportweg und Entwässerung (Wasserlösungsstollen). Wie die Mundlöcher der beiden Bergbauphasen an der Zeche Marie ausgesehen haben, ist nicht bekannt, weil keine Bilder darüber vorliegen. Fördertürme gab es an der Zeche Marie nicht.

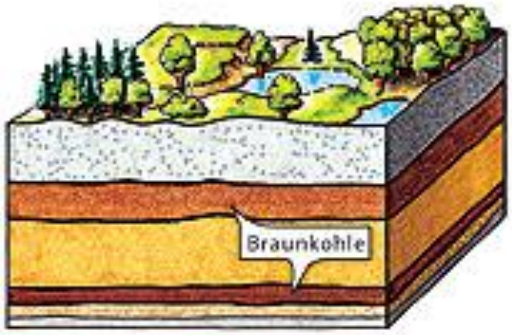


Modellaufnahmen von Stollenverbau ohne und mit Mittelunterstützung

Wie man auf den Bildern über den Stollenverbau erkennen kann, bestand dieser aus Holz, in der Regel Nadelholz Güteklasse II (NH II). Das bedeutet natürlich eine eingeschränkte Lebenszeit, die für den aktiven Bergwerksbetrieb keine Rolle spielte, denn so lange hielt es allemal. Aber heute nach 50 Jahren ist der Verbau keine verlässliche Größe mehr. Da Holz aber nicht innerhalb eines bestimmten und konstanten Zeitraumes zerstört wird, sondern der Zerstörungsprozess des Holzes von vielen Faktoren wie Feuchtigkeit und Sauerstoffzufuhr abhängig ist, hat die Zerstörung unterschiedliche Fortschritte. Die Einschätzung, wann wo und wie viele Bergsenkungsprozesse stattfinden ist von der Oberfläche gar nicht möglich, denn es ist nicht gesagt, dass gleich ein tiefer Graben entsteht. Es kann sich auch in Abhängigkeit von den Bodenverhältnissen ein natürliches Gewölbe bilden, das evtl. durch Auswaschungen über längere Zeit dann instabil wird. Aber wenn ganze Bachläufe verschwinden ohne dass sich ein Tiefbrunnen in der Nähe befindet und wenn dieses Wasser dann als „Scheinquelle“ irgendwo wieder ans Tageslicht kommt (s. Bilder), dann weiß man, die Hohlräume unter der Erde dafür verantwortlich sind. So ist es auch nicht auszuschließen, dass sich das Wasser unterirdisch einen neuen Weg sucht und Wohngebiete plötzlich feuchte Keller haben.
Lt. Einem HNA-Artikel vom 28.11.1999 wurden Stollen und andere Hohlräume mit Quellzement verfüllt.







Entstehung der Braunkohle:

Absterbende Pflanzen setzen sich am Boden von Gewässern ab, bilden Moore und schließlich innerhalb von ca. 2 - 300 Jahren Torf.
Lagern sich darauf Sande und Tone ab, wodurch der Vorgang von der Sauerstoffzufuhr abgeschlossen wird, bildet sich unter dem Gewicht der Abdeckung in Verbindung mit Erdwärme allmählich Braunkohle. Dieser Vorgang kann sich auch mehrfach wiederholen so dass mehrere Schichten Braunkohle übereinander entstehen. Die Schichten nennt man Flöze.
Je höher Druck und Temperatur sind, desto fester ist die Kohle, wird schließlich Steinkohle, Graphit oder schließlich sogar Diamant.
(Anmerkung: Bereits Graphit ist reiner Kohlenstoff so wie der Diamant. Auch der durch unvollständige Verbrennung entstehende Ruß ist reiner Kohlenstoff, der allerdings ohne eine chemische Verbindung einzugehen stark verunreinigt ist. Es ist kaum vorstellbar, dass so unterschiedliche Stoffe wie Ruß und Diamant chemisch identisch sind.
Der Kohlenstoff gelangt in die Kohle bildenden Pflanzen durch die Aufnahme von Kohlendioxyd CO_2 per Photosynthese aus der Luft. Mensch und Tier atmen dieses Gas aus. Außerdem entsteht es bei allen Verbrennungsvorgängen. Den Pflanzen dient dabei das Blattgrün (Chlorophyl) sozusagen als Katalysator.
Wegen der Aufnahme von CO_2 durch Pflanzen ist deren Schutz in unserem empfindlichen Öko-System so unglaublich wichtig, auch im Hinblick auf die klimatischen Veränderungen.)
Auf der letzten Graphik kann man erkennen, dass sich durch tektonische Verwerfungen durch den Vulkanismus auch die Kohlenflöze verschoben haben und nicht mehr so einfach übereinander liegen.
Die Entstehung der Braunkohle ist im Tertiär angesiedelt (Alttertiär vor 50 Mio. Jahren, Jungtertiär vor 15-25 Mio. Jahren)
Steinkohle ist im Zeitalter des Karbon vor 300 – 360 Mio. Jahren entstanden.
Auf der Zeche Marie arbeiteten in der Nachkriegsphase ca. 100 Bergleute.
Zwischen Braunkohle und Steinkohle fehlt hier nur die sogenannte Schwarzkohle, die typisch für den Habichtswald ist und bis Mitte des 19. Jahrhunderts als Steinkohle definiert war. Ihr Brennwert ist wesentlich höher als der von normaler Braunkohle.
Selbstgeschürfte Muster sind vorhanden.
(Grafik aus dem Internet)

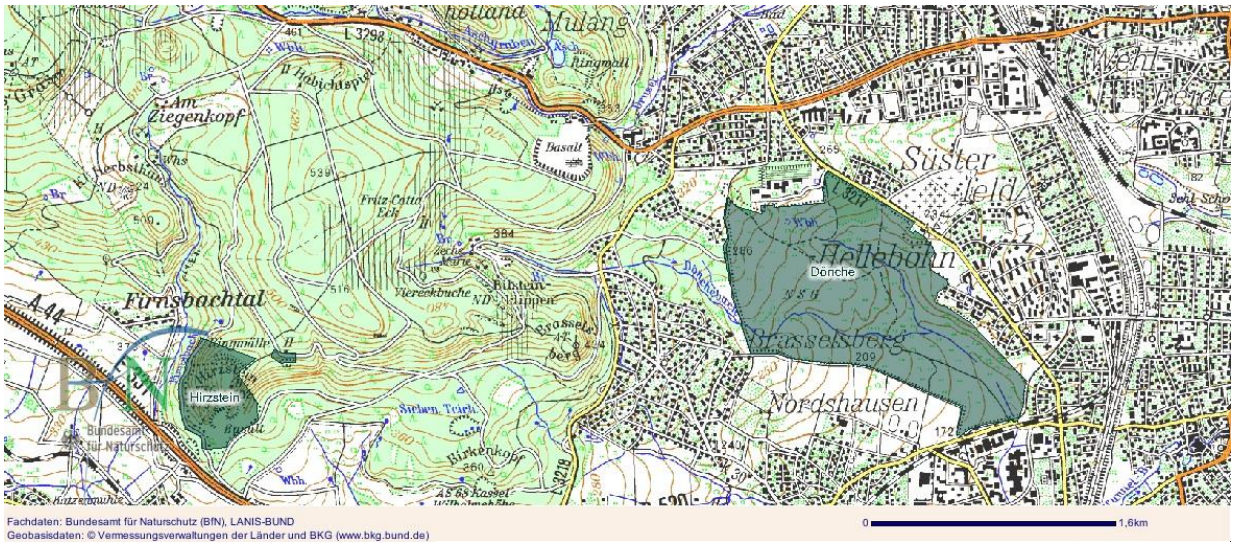
Die Zeche Marie um 1920 auf einer Postkarte. Links das 1891 erbaute Steigerhaus, das nach Stilllegung der Zeche (Nordfeld) im Jahr 1909 vom Steiger Heinrich Dung erworben und zu einer Gaststätte umgebaut wurde. Dann errichtete er das größere Gebäude rechts daneben, das 1914 eingeweiht wurde und bis 1955 als Gaststätte in Betrieb war. Später wurde es Wohnheim des Privatgymnasiums Wilhelmshöhe. Heute sind beide Häuser private Wohnhäuser.

Auslaufrohr eines oberhalb der Zeche Marie-Bebauung angelegten alten Brunnens, der für die Trinkwasserversorgung der Häuser angelegt wurde, weil das Grubenwasser zu stark verunreinigt ist.
(Das muss keine Besorgnis erregen, denn die Messwerte im unteren Dönchebach sind ausgesprochen positiv und werden erst hinter dem Bereich der früheren Mülldeponie geringfügig schlechter. Heute sind die Gebäude an die öffentliche Wasserversorgung angeschlossen und der Brunnen ergießt sein Wasser in den Marie(n)bach, der oberhalb trocken gefallen ist und nur noch bei Starkregen oder Schneeschmelze Wasser führt. Die Ursachen wurden bereits beschrieben. Dieser Auslauf wurde bisher noch nicht trocken angetroffen, weil die Quelle offensichtlich nicht direkt über den Stollensystemen liegt.

Steigerhaus von 1891 und ehem. Wirtshaus von 1914. Foto von 2010 anlässlich einer Führung. Hier in dieser Kuve sind noch Spuren der Quellzement-Verpressung zu erkennen.

Postkarte von 1920 mit Blick auf das ehemalige Gasthaus Zeche Marie von Osten.

Die letzte Schicht oder besser deren Ende im Jahr 1966. Bei den Kumpels gab es gemischte Gefühle. (Aus einem Artikel der HNA s. Anhang)



Hier noch einmal eine Übersichtskarte aus einer anderen Quelle, nämlich des Bundesamtes für Naturschutz. Man kann gar nicht umhin, sich beim Bergbau am Brasselsberg auch um die ökologische Seite zu kümmern, denn dieser Bereich befindet sich in einem FFH-Gebiet, sowie der größte Teil des Habichtswalds. Das wirft auch rechtliche Probleme auf: FFH-Gebiete dürfen nicht verschlechternd verändert werden. Das gilt auch bei Veränderungen z.B. an den Gewässern. Nun kann man nicht alle Sünden der Vergangenheit wieder auf Null zurück drehen, aber man muss schon versuchen, die Folgen des Bergbaus zu minimieren und nicht durch ungeeignete Maßnahmen verstärken.

Zeche Marie - Peripherie:

Fördergesellschaft und Einzelbetriebe	Zeit von – bis	Fördermengen Einzelbetrieb	Insgesamt
I. Staatlicher Bergbau			
1) Land Hessen	1530–1866		2.592.000 t
2) Land Preußen	1866–1903		1.349.000 t
zusammen Staatl. Bergbau	*1530–1903*		*3.941.000 t*
II. Privater Bergbau			
1) Eigenlehnerbergbau	1530–1850		60.000 t
2) Gewerkschaft Antonie in Hoof			
Feld Antonie b. Hoof	1820–1883	30.000 t	
Feld Anna Maria	1898–1899	1.000 t	
Essigberg	1900–1910	5.000 t	
Ahrensberg West	1900–1909	10.000 t	
Adolf-Wilhelm Stoll.	1909–1913	20.000 t	66.000 t
3) Gewerkschaft Hühnerberg	1820–1850		11.000 t
4) Gewerkschaft Wuhlhagen	1820–1846		16.000 t
5) Gewerkschaft Drusel			
Ältere Stollen	1800–1860	112.000 t	
Neuere Stollen	1860–1917	240.000 t	
Schacht von 1908	1908–1917	75.000 t	
Schacht von 1898	1898–1917	230.000 t	
Aschgraben	1840–1850	5.000 t	662.000 t
6) Gewerkschaft Wilhelm	1820–1850		21.000 t
7) Gewerkschaft Hercules/Ahnetal	1860–1880		52.000 t
8) Gewerkschaft Friedrich-Wilh. I	1868–1875		10.000 t
9) Gewerkschaft Schombardt			
Staatl. Feld Drusel	1880–1908	100.000 t	
Hercules im Ahnetal	1880–1916	172.000 t	
Friedrich-Wilhelm I.	1868–1917	545.000 t	
Herkulesstollen 1912	1912–1918	56.000 t	
Alte Zeche Marie	1890–1909	80.000 t	953.000 t
10) Östlich Auskopf und am Lambert	1870–1880		1.000 t
11) Gewerkschaft Brasselsberg	1866–1880		1.000 t
12) Fa. Piepmayer & Co.			
Stollen am Hundsrück	1912–1919	78.000 t	
Schacht Roter Stollen	1919–1938	1.401.000 t	1.479.000 t
13) Gewerkschaft Herkules	1918–1936		740.000 t
14) Hessische Braunkohlenwerke (HBZ) GmbH und ihre Vorgänger			
Feld Adolphine	1881–1905	2.000 t	
Neue Drusel	1918–1925	237.000 t	
Herkulesstollen 1912	1936–1949	668.000 t	
Aschgraben	1941–1942	2.000 t	
Neue Zeche Marie	1948–1966	1.336.000 t	2.245.000 t
zusammen Privater Bergbau	*1530–1966*		*6.317.000 t*
Habichtswald insgesamt	*1530–1966*		*10.258.000 t*

50

Wiedergabe der Auflistung der im Habichtswald ansässigen Bergbaubetriebe mit eingefügter Markierung der „Gewerkschaft Brasselsberg“ aus dem Buch Lebensraum Habichtwald Seite 50 , wo zwischen 1866 und 1880 lediglich 1.000 t Braunkohle gefördert wurden. Ein Plan oder eine Standortbeschreibung liegt hier nicht vor, aber „verdächtige“ Spuren im Gelände gibt es.

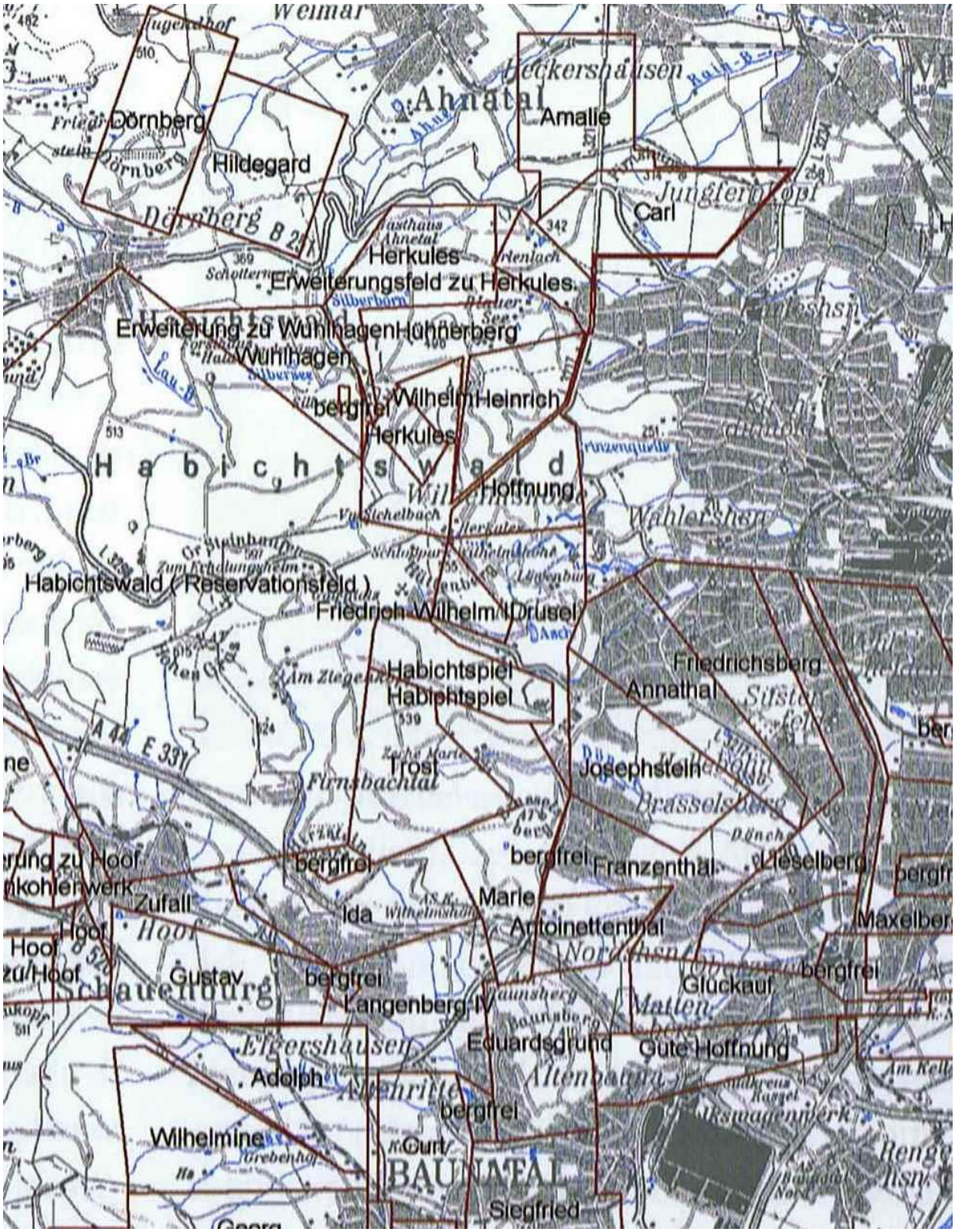
Diese Kuhle auf dem Sattel des Brasselsbergs westlich von den Bilsteinklippen, die sichtbar im Profil von der übrigen Geländebeschaffenheit abweicht, wurde zunächst wegen des in der Nähe befindlichen Bismarckturms als evtl. Steinbruch eingestuft. Wenn man das Bild betrachtet fehlen die bei Steinbrüchen üblichen schroffen Felswände ganz. Außerdem wurde der Bismarckturm hinter der vom Druseltal stammenden Basalttuff-Fassade vorwiegend mit den reichlich vorhandenen Steinen am Berghang, dem Prassel (daher der Name Prasselsberg – später Brasselsberg) als Lesesteinen gebaut. Außerdem befinden sich an dem Weg in Richtung Habichtsspiel noch einige kleine Steinbrüche, die auch deutlich nach ebensolchen aussehen. Man kann also nicht ausschließen das diese Mulde ein Braunkohlentagebau war, der aber offensichtlich nicht besonders ergiebig war. Wen wundert es, denn in diesem direkt hinter den Bilsteinklippen gelegenen Areal dürften noch mehr massive Basaltformationen im Untergrund schlummern, die den Braunkohleabbau unwirtschaftlich machten. Es wird auch in vielen Berichten zum Braunkohle-Abbau am Brasselsberg die Problematik der vielen massiven Basaltbarrieren erwähnt. Weitere Recherchen werden nötig sein. Aber es soll hier schon einmal das Thema festgehalten werden, damit es einfach nicht verloren geht.

Hinter diesen mächtigen Basaltfelsen der Bilsteinklippen, die sich unterirdisch bis zur Porta Lapidaria fortsetzen liegt die oben gezeigte Mulde. Man kann sich also vorstellen, dass hier der Untergrund sehr problematisch für einen Braunkohlen-Tagebau ist.

Porta Lapidaria und Bilsteinklippen stellen nach Darlegung von Geologen eine zusammenhängede Geolohgische Formation dar. Sie sind ein Basaltgang, in dem sich die Lava den Weg nach oben gesucht hat. Geht man davon aus, dass unterhalb des sichtbaren Bereichs der Basalt immer breiter wird, dann erkennte man eine natürliche Barriere für den Braunkohle-Abbau.

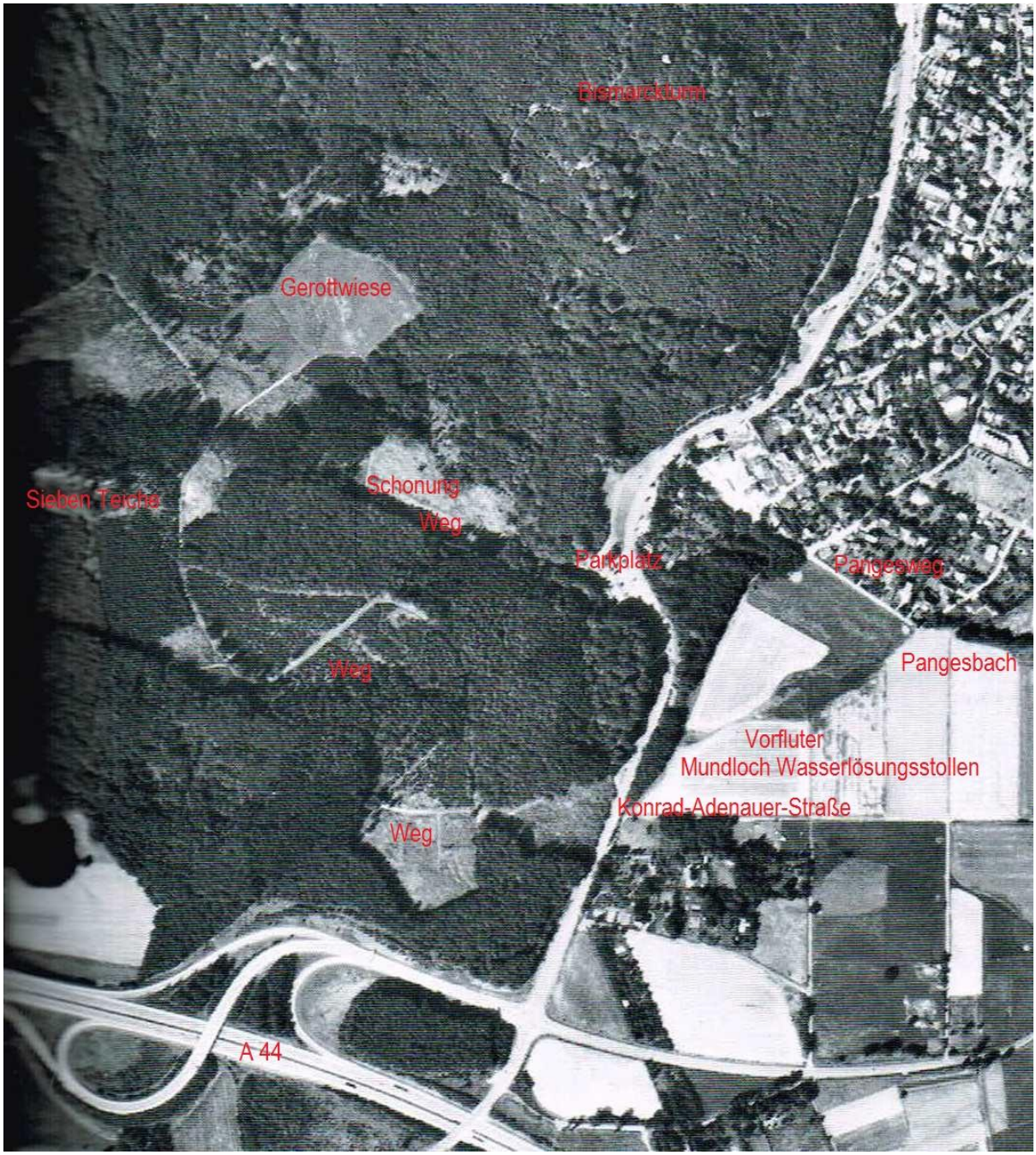
Wenn auch der Marienfelsen noch dazugehört, ist hier eine mehrere 100-m-lange massive unterirdische Wand, die sich auch in den Bergkarten nieder schlägt. So gibt es Zeche Marie Trost und das sogenannte Südfeld um das es in diesem Teil der Dokumentation geht, aber keine Verbindungen dazwischen

Hier war übrigens auch früher ein Aussichtpunkt als der Wald sich noch nicht den Bergbaubereich wieder zurückerobert hatte.



Zur Gewinnung von Braunkohle verliehene Bergwerksfelder Im Habichtswald (Ausschnitt aus der Mutungskarte Hess. Bergbehörde 2005 – Vergrößerung aus dem Buch „Lebensraum Habichtswald“, in dem auch ein interessantes Kapitel dem Bergbau im Habichtswald gewdmet ist und zusätzlich auch noch ein Kapitel zur Geologie des Habichtswalds neben vielen weiteren Themen zur Verfügung steht.
Man erkennt hier den gesamten Umfang der Bergrechte für Zeche Marie Trost und es gibt eindeutige Spuren im Gelände, dass diese Flächen auch fast vollständig mit Braunkohlenbergbau belastet sind und nicht nur, wie auf vielen Darstellungen nur im engeren Umkreis südlich der Zeche-Marie-Gebäude.

Folgt man dem Mittelstrang des Pangesbaches in Fließrichtung, stößt man plötzlich auf auf diesen untypischen Fichtenwald, der auf der anderen Seite (Osten) an einer Böschung vor dem Oststrang des Pangesbaches endet. Eine völlig unnatürliche Geländeformation. Das gleiche Bild bietet sich nach Süden am Südstang des Pangesbaches. Leider snd die Böschungen wegen der dichten Vegetation in Fotos kaum zu erkennen. Auf der Karte auf Seite 1 ist aber der Haldenfuß zeichnerisch dargestellt. Wer es aber genau wissen will, sollte sich vom Rundwanderparkplatz am Steinernen Schweinchen aus in den Wald entlang der Pangesbachläufe begeben.



Manchmal hat man es wirklich schwer: Man stellt plötzlich fest, dass man ja auch ein Zeitzeuge ist, auch wenn man die aktive Phase des Braunkohlenbergbaus am Brasselsberg nicht wahrgenommen hat oder nur Teile davon, tauchen plötzlich aus einem tiefen Speicher des Gedächtnisses Erinnerungen an einen winterlichen Spaziergang im Tiefschnee entlang einer Schonung zwischen Gerottwiese und östlichem Waldrand an der Konrad-Adenauer-Straße auf. Aufgrund der Schneemengen muss das im Winter 1978 / 79 gewesen sein. Nun ist dies aber eine Dokumentation und kein Zeitzeugenbericht. Fotos wurden keine gemacht, weil die Lichtverhältnisse zu schlecht waren. Also muss man suchen, ob es irgendwo eine Darstellung gibt, die das nicht reproduzierbare Bild im Kopf dokumentarisch belegt. In diesem Fall hilft das das obige Luftbild von 1980 aus Dettmar-Brier „Kassel Veränderungen einer Stadt“ (eine sehr gute Fotodokumentation zur jüngeren Stadtgeschichte), in dem deutlich die Schonung zu sehen ist. Heute sind dort wirklich und immer noch sichtbar die Bäume jünger als in den benachbarten Waldbereichen. Aber es sind nicht ausschließlich Fichten, sondern auch Laubbäume. Die Fichten von dem Foto sind unterhalb östlich der Schonung und diese sind auch etwas älter. Also wurden die Halden in diesem Bereich zu unterschiedlichen Zeiten angelegt und neu bepflanzt.

Auch die Überlegung, ob die Halden evtl. auch vom Bau der A 44 stammen können, wurde geprüft, aber zum einen waren die Wege nicht für große und schwere Fahrzeuge geeignet, zum anderen wird eine Straße oder Autobahn so geplant, dass der Aushub für Dammauffüllungen verwendet wird. Kleine Fahrzeuge, die den Aushub aus den Stollen direkt auf der Fläche davor verteilt haben, sind eher realistisch. Auch ist zumindest der untere Haldenbereich mit den Fichten älter als der Bau der A 44.

Dies ist der Weg entlang der früheren Schonung. An der Waldecke nach rechts beginnt der Böschungskeil. Auffüllhöhe maximal ca. 2 – 3 Meter. Die Fichten sind deutlich zu erkennen.

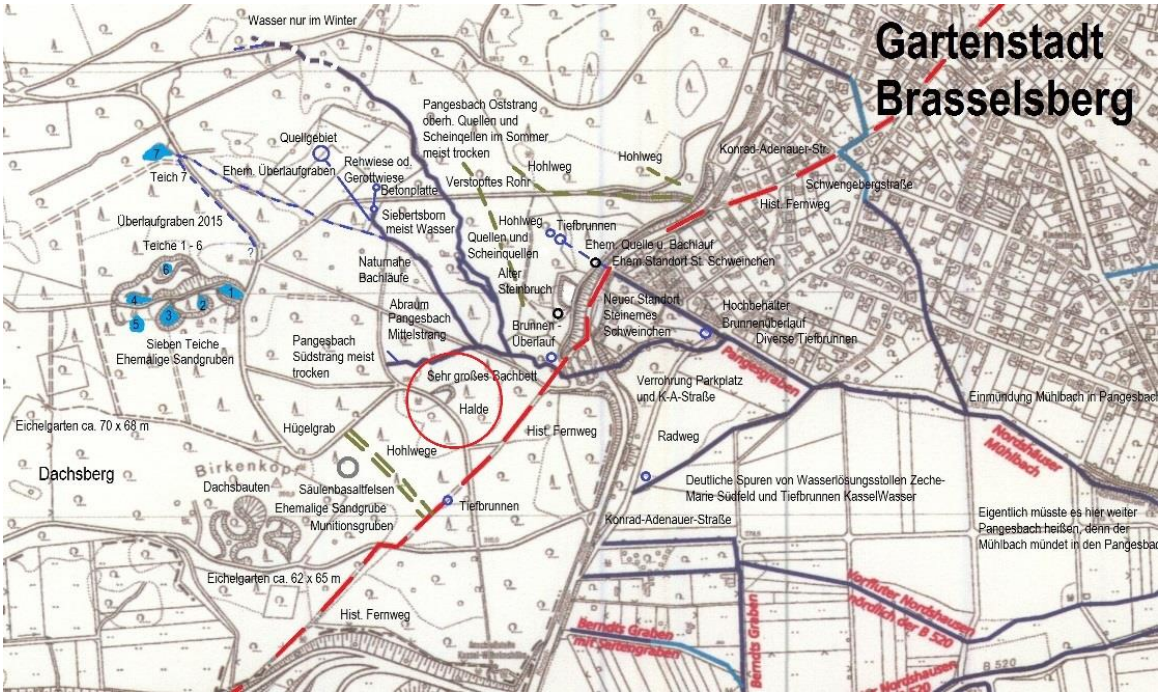
Tiefbrunnen vor Einschnitt im Gelände in den südlichen Feldern des Stadtteils Brasselsberg.

Dieser Rampenförmige Einschnitt mit hinterer Steilböschung wurde schon länger verdächtigt ein Mundloch zu sein. Aber hier? Erst ein Vortrag über das Weltkulturerbe „Oberharzer Wasserregal“ brachte in Verbindung mit der Mutungskarte die Erkenntnis, Dass dies das Mundloch eines Wasserlösungsstollens sein könnte mit Anschluss über einen Vorfluter an den Pangesbach. Wie schon im Teil 1 der Doku erwähnt, waren Wasserlösungsstollen begehbare meist ausgemauerte Abwasserstollen vergleichbar mit historischen Abwasserkanälen in einer Stadt. Hinzu kommt, dass dieser mögliche Wasserlösungsstollen exakt am tiefsten Punkt des Bergwerksfeldes liegt, wo er auch

hin gehört. Außerdem wäre der mutmaßliche Verlauf schräg von diesem Punkt nach Nordwesten verlaufend auch eine Erklärung für das totale Trockenfallen des Pangesbach-Südstranges, weil er nämlich ziemlich direkt darunter verlaufen könnte. Ohne Pläne des Stollensystems lässt sich das nicht beweisen, so dass diese Dokumentation hier nur Denkanstöße geben kann. Aber oft ist es so, dass nur die Logik weiterhilft, weil keine Einsicht in Unterlagen gewährt wird. Dass das Wasser direkt vor dem Mundloch in einem Tiefbrunnen verschwindet, ist zum einen ein ökologisches Problem, weil dieses Wasser in den Bächen fehlt, zu anderen kann man aber auch keine Rückschlüsse aus der Wassermenge ziehen.

Die Tiefe des Bachbetts des Pangesbach-Südstrangs Beweist, dass hier einmal viel Wasser lief.

Es würde zu weit führen, die vielen Bilder über den trockenen und nur zeitweise im Winter etwas Wasser führenden Südstrang des Pangesbaches hier einzufügen. Ohne Einsicht in die Stollenpläne ist ohnehin kein abschließender Beweis zu erbringen.In dem Luftbild von 1980 ist übrigens das vermutete Mundloch des Wasserlösungsstollens erkennbar und auch sehr deutlich der Vorfluter. Wahrscheinlich führte er damals noch Wasser und der Tiefbrunnen entstand erst später.



In diesem Ausschnitt des Übersichtsplans von Seite 1 ist eine Halde markiert, die immer Rätsel aufgegeben hat. Die darauf stehenden Bäume sind zu alt für eine Halde von A 44 oder Ausbau Konrad-Adenauer-Straße. Als Halde des Abraums aus dem vermuteten Wasserlösungstollen aus dem Ende der 1940-er Jahre könnte es aber passen., sie liegt nämlich genau in der Linie mutmaßliches Mundloch – Gerottwiese, wo der Wasserlösungsstollen nach der Mutungskarte gewesen sein könnte. Es ist zwar etwas schwierig mit dem dauernden Konjunktiv, aber dem Laien sind bei den Recherchen natürlich Grenzen gesetzt.

Diesmal kein Konjunktiv: Dies <u>ist</u> die kleine Halde aus dem obigen Kartenausschnitt, eimal links im November 2011 und rechts Juli 2013. Man kann an den aus unterschiedlichen Blickwinkeln aufgenommenen Bildern gut das Alter der Bäume schätzen und als Nebeneffekt auch sehen, dass Recherchen im Wald eigentlich nur im Winterhalbjahr ohne viel grün und ohne Schnee möglich sind. Links der freie Blick und rechts eigentlich nur grün. Trotzdem erkennt man die beiden unterschiedlich dicken Fichten, nur aus unterschiedlicher Perspektive.

Epilog:

Im Bereich des Berges Brasselsberg - und noch mehr in dem zum Stadtteil Brasselsberg gehörenden Teil des Habichtswaldes - wurde nicht nur Braukohle abgebaut. Es gab auch etliche kleinere Steinbrüche und Sandgruben, darunter auch eine, der wir die heutigen 7 Teiche zu verdanken haben, und eine sehr große am Birkenkopf, die nach Zeitzeugen-Aussagen erst Mitte der 1960-er Jahre stillgelegt wurde. Von den Steinbrüchen ist der größte und bekannteste der Hirzstein und an der Teufelsmauer wurde der Basalt-Tuff für den Herkules und die Kaskaden gewonnen. Dies alles hat die Natur und die Landschaft des Brasselsberges (Stadtteil und Berg) nachhaltig geprägt und verdient deshalb auch, dass man sich damit beschäftigt und zwar separat.
Erwähnt werden muss auch, dass auch Bergrechte für Eisenerz verliehen wurden. Eine entsprechende Mutungskarte befindet sich auch in dem Buch „Lebensraum Habichtswald“. Es ist auch nicht bekannt, ob diese Bergrechte, die sich tlw. mit Bergrechten für Braunkohleabbau überschnitten, einen Einfluss auf den Braunkohleabbau in diesen Bereichen hatte. Hinweise auf Eisenerzvorkommen findet man in der rötlichen Färbung von Ablagerungen der Bäche, im Sand an den 7 Teichen und auch in Wasseranalysen. Dies soll hier erwähnt werden, weil im Bereich des Brasselsbergs nie ein Abbau von Eisen statfand und deswegen auch keine separate Dokumentation zu dem Thema zu erwarten ist.

Ehlener Straße 15: Bau vor 1884, Umbau 1930/40, Abbruch um 1990 - Mundlöcher: Fahrweg, Transportweg, Wasserlösungsstollen

Zum Schluss noch eine Bild- und Textzusammenstellung mit 3 Bildern von den 3 Mundlöchern im Firnsbachtal, die in dieser Doku bereits in allgemeiner Form erwähnt wurden. Die beiden Schwarz-Weiß-Bilder stammen aus dem Buch von Wilhelm Steckhan, das mittlere Bild aus eigenem Bildarchiv. Der Text stammt von der Info-Tafel des Habichtswaldsteigs.
Die Mundlöcher, deren Funktion in der Bildunterschrift beschrieben ist gehören zum Roten Stollen und liegen nicht mehr im Stadtteil Brasselsberg, aber auch nicht allzu weit von der Westlichen Grenze. Das Gebäude steht nicht mehr, aber noch der Kellersockel mit den 3 Mundlöchern.

Die nicht besonders gekennzeichneten Bilder, Karten, Grafiken usw. stammen aus eigenem Archiv. Darstellungen mit fremdem Ursprung sind entsprechen gekennzeichnet, soweit der Ursprung bekannt ist. Fremde Texte sind ebenfalls gekennzeichnet. Die restlichen Texte sind eigene.

Aufgestellt: Kassel, den 12.07.15 und 01.06.16

Dipl. Ing. Karl-Martin Roßner Architekt i.R.

Anhang - Zeitungsartikel:

Die Spuren des Braunkohleabbaus im Habichtswald

Löchrig wie ein Schweizer Käse

Im Habichtswald begegnet man Zeugnissen des früheren Bergbaus – Erdeinbrüche und Risse sind keine Seltenheit

Das Thema

Bei einem Ausflug im Weserbergland vergangene Woche fiel ein Kind in einen 25 Meter tiefen ehemaligen Bergwerkschacht. Auch im Kasseler Habichtswald hat der Braunkohleabbau vielerorts sichtbare Spuren hinterlassen. Auch hier gibt es immer wieder Bodenabsenkungen, Risse und Löcher.

VON MARTINA HEISE-THOMICKE

KASSEL. Die Gummistiefel sinken tief in den nassen, aufgeworfenen Boden. Hier wurden erst kürzlich tiefe Einbrüche mit zehn Lkw-Ladungen Erde aufgefüllt. Über vier Jahrzehnte nach der letzten Braunkohleförderung im Habichtswald treten immer wieder solche Einbrüche wie hier auf dem Hohen Gras auf, sagt der Leiter des Forstreviers Habichtswald, Wolfgang Schmidt. Er und seine Mitarbeiter haben ein waches Auge auf solche Veränderungen.

Auf den Wegen bleiben

Ein paar Meter weiter, am Rande des Abhangs oberhalb der Skipiste, tun sich zwischen fast mannshohem Gestrüpp tiefe Gräben auf. Mindestens zehn Meter geht es an einigen Stellen in die Tiefe. Spaziergänger und selbst Pilzsucher werden sich hierhin normalerweise nicht verirren. Hoffentlich auch nicht im Winter, wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist und solche Löcher und Risse nicht mehr zu sehen wären. Auch deshalb sollten Besucher des Habichtswaldes auf den Wegen bleiben, betont Wolfgang Schmidt.

Wolfgang Schmidt

Als langjähriger zuständiger Revierförster hat er sich intensiv mit dem Verlauf der Stollen und der geologischen Beschaffenheit beschäftigt. Die Folgen des Bergbaus im Habichtswald bereiten ihm oft genug Kopfzerbrechen. Zumal die alten Stützbalken der Stollen mehr und mehr verrotten und nachgeben.

So hat sich der Parkplatz Roter Stollen an einer Stelle abgesenkt. Hier befand sich einst - ganz in der Nähe des Eingangs der früheren gleichnamigen Zeche - die Verladestation, an der die Kohle in die Güterwagen der ehemaligen Herkulesbahn verfrachtet wurde.

Kluft an der Haltestelle

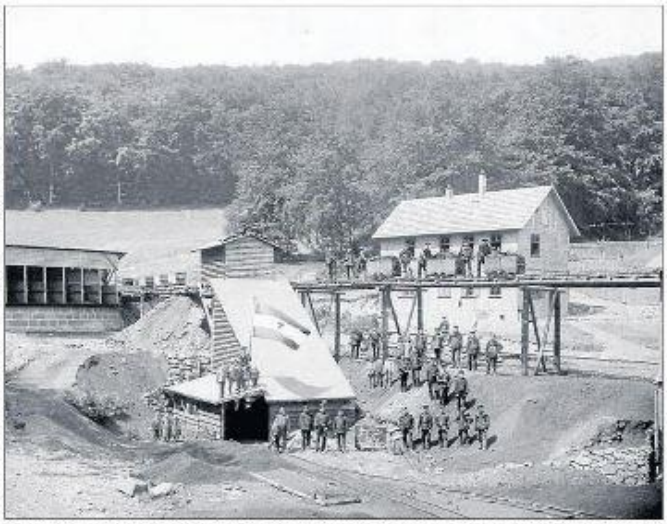
Selbst in der Ehlener Straße, die von Kassel nach Habichtswald und zum Herkules führt, sei im vergangenen Jahr in Höhe der Bushaltestelle Am Ziegenkopf ein Loch aufgetreten. Auf beiden Seiten der Straße hatten sich hier in den 1990er-Jahren schon einmal tiefe Klüfte aufgetan. Rund 40 000 Euro habe es damals gekostet, diese Einbrüche aufzufüllen. In diesem Fall ging dies nicht zulasten der Forstbehörde.

Bei solchen Folgeschäden durch den Bergbau müssen zunächst die Rechtsansprüche geklärt werden. Mitte der 1960er-Jahre hatte sich der Borkener Kraftwerksbetreiber Preußen Elektra alle Rechte am Abbau im Habichtswald gesichert, heute gehört dieser zum Energiekonzern Eon, der nun bei solchen Folgeschäden oft auch Ansprechpartner ist.

Mehr im Regiowiki: http://regiowiki.hna.de/Kohle_im_Habichtswald

Glücklicherweise ist im Habichtswald bisher durch solche Nachwirkungen des Bergbaus kein Mensch zu Schaden gekommen. Lediglich ein Schlepper versank auf der Jungviehweide zwischen Herkules und Silbersee in einem zwei Meter tiefen Erdeinbruch, erinnert sich Schmidt.

Zeugnisse des Bergbaus machen Habichtswald-Besuche aber auch in der Gegenwart interessant. So entdeckt man alte Zechen-Eingänge oder den Aschgraben, in dem das aus der ehemaligen Zeche Herkules fließende Wasser stetig zum Aschsee geleitet wird. Es sprudelt schließlich bei den Wasserspielen mit.



Gruppenbild mit Zeche: Diese Aufnahme der Braunkohlengrube der Zeche Marie entstand 1893 und befindet sich heute im Besitz des Kasseler Stadtmuseums.

Zugang zum Schlüsselstollen: Unterhalb des Herbsthäuschens sind die Mundlöcher sichtbar. Eines war für die Einfahrt der Bergleute, eins für die Kohleausfuhr und eins für die Entwässerung.

Tiefer Riss: Mindestens zehn Meter geht es in diesem Spalt in die Tiefe.

Vor 46 Jahren machte die letzte Zeche dicht

Der Braunkohleabbau im Habichtswald begann bereits im Mittelalter – Abtransport mit der Herkulesbahn über die Kohlenstraße

Hammer und Meißel sind in der Tuffsteinmauer der Revierförsterei Habichtswald verewigt. Hier wohnte einstmals der Bergbaudirektor (Obersteiger) für die Zechen im Habichtswald. Ein paar Meter weiter befand sich das Königlich-Preußische Bergamt, in dem heute das Kinderheim Lauterbad untergebracht ist.

Viele Gebäude im und am Habichtswald sind Zeugnisse des früheren Bergbaus. Meist wohnten hier Bergbauarbeiter der verschiedenen Zechen. Diese hießen Herkules, Roter Stollen, Marie, Trost, Hohes Gras, Drusel, Großer Steinhaufen und Schlüsselstollen.

Bereits im Mittelalter wurde im Habichtswald, damals meist zur Versorgung von Glashütten, Braunkohle abgebaut. Im 16. Jahrhundert begann man mit dem Abbau unter Tage. Landgraf Wilhelm IV. hatte damals das Erbstoller Bergwerk gegründet. Etwa 50 Bergwerke sollten folgen. Schätzungsweise 3,5 Millionen Tonnen Braunkohle wurden bis 1966 im Habichtswald abgebaut. Vor 46 Jahren schloss mit der Zeche Marie das letzte Bergwerk. Vor allem aus Gründen des Landschaftsschutzes stellte man nach weiteren Probebohrungen am Kuhberg den Braunkohleabbau im Habichtswald letztlich ein. Die Zechen Herkules, Roter Stollen und Hohes Gras waren bereits 1940 stillgelegt worden.

Auch die Kasseler Kohlenstraße erinnert noch an die Zeiten, als Bergleute und Braunkohle zwischen 1902 und 1961 mit der Herkulesbahn befördert wurden. Reste der alten Bahntrassen, die zum Herkules und Palmenbad, aber auch zu den Zechen Roter Stollen, Herkules und Hohes Gras führten, sind heute zum Teil noch zu sehen. 1961 waren die Gütertransporte von Braunkohle und Basalt zum Wilhelmshöher Bahnhof aufgegeben worden. 1966 wurde auch der Personenverkehr der Herkulesbahn ganz eingestellt. Seit 2002 gibt es einen Förderverein, der sich dafür einsetzt, die Herkulesbahn aufleben zu lassen.

Revierförster Wolfgang Schmidt besitzt noch ein großes Stück Braunkohle, das hier einmal gefördert wurde. Die Kohle hat einen hohen Heizwert, kommt fast an die Härte der Steinkohle heran und verbrennt ziemlich schwefelfrei, erläutert er.

Doch die Gewinnung der Kohle war schwierig und aufwendig, weil sich die Lagerstätten (Flöze) aufgrund vulkanischer Tätigkeiten vor 25 Millionen Jahren meterweit verschoben hatten, erläutert Schmidt. So mussten immer wieder neue Ebenen erschlossen werden. Dabei stieß man neben Braunkohle und Basalt auch auf Sand und schneeweißen Ton. Weil zu Beginn des Bergbaus im Habichtswald die technischen Möglichkeiten beschränkt waren und man nicht über elektrische Pumpen verfügte, wurden die Stollen von unten angestochen und schräg gegen den Berg gegraben. Auf diese Weise konnte das Wasser in Gräben abfließen. (hci)

BERGBAU IM HABICHTSWALD

HINTERGRUND

Braunkohle auch vom Möncheberg

Braunkohle wurde über 140 Jahre lang auch am Möncheberg abgebaut. 1820 hatte Werner Henschel die Erteilung eines Mut- und Schürfscheins für die Feldmarken Kassel, Wolfsanger und Ihringshausen beantragt. Bis 1963 wurden 15 Millionen Tonnen Braunkohle zu Tage gebracht, allein sechs Millionen Tonnen wurden im Tagebau gewonnen. Im Fuldataler Heimatmuseum sind noch zahlreiche Dokumente aus der Geschichte der Braunkohlen- und Ziegelwerke zu sehen.

Letzte Schicht: Im Juli 1966 verabschiedeten sich die Bergleute (es waren noch 120) von der Zeche Marie. Die meisten fanden Arbeit bei VW in Baunatal.

HNA-Zeitungsartikel vom 19.07.2012 über den gesamten Bergbau im Habichtswald und am Möncheberg. Die Überschrift mit dem Schweizer Käse bestätigt einiges, das auch in der Dokumentation eine Rolle spielt.

Wegen der besseren Lesbarkeit im Querformat: Der Zeitungsartikel in der HNA vom 28.07.2006 anlässlich des 40. Jahrestages der Stillegung der Zeche Marie. Eine Epoche ist vorüber, die in der Landschaft viele Spuren hinterlassen hat, und zwar nicht nur im Habichtswald. Auch viele Risiken sind der Nachwelt geblieben, wie bereits geschildert wurde. Den Chronisten bleibt nur, die Erinnerung daran wachzuhalten.

VOR 40 JAHREN: ENDE DER BRAUNKOHLEFÖRDERUNG

Letzte Schicht in der Zeche Marie

Vor 40 Jahren wurde die Braunkohleförderung im Habichtswald eingestellt - Tradition seit dem Mittelalter

VON THOMAS SIEMON

KASSEL. Der Habichtswald ist durchlöchert wie ein Schweizer Käse. Seit dem Mittelalter wurde hier Braunkohle abgebaut. Vor genau 40 Jahren ging diese Tradition mit der letzten Förderschicht in der Zeche Marie zu Ende, die Kumpel mussten sich eine neue Beschäftigung suchen.

Einer, der sich noch gut an diese Zeit erinnert, ist Kurt Schunder. Der 76-Jährige aus Schauenburg ist dem Bergbau von klein auf verbunden. Sein Großvater hat als Hauer in der Zeche Roter Stollen im Habichtswald gearbeitet. „Die Männer haben damals an manchen Stellen die Kohle auf dem Bauch liegend abgebaut, weil das Flöz nur 80 Zentimeter hatte", sagt er. Ein Knochenjob und gefährlich noch dazu. Der Großvater von Kurt Schunder kam bei einem Grubenunglück am Pfingstsamstag 1911 ums Leben. Beerdigt wurde er der Tradition entsprechend in der Bergmannstracht.

Einer der wenigen Zeitzeugen, die den Alltag in der Zeche Marie noch erlebt haben, ist Georg Mihr aus dem Schauenburger Ortsteil Hoof. Der 83-Jährige arbeitete bis 1960 unter Tage. „Nach fünf Minuten lief der Schweiß in Strömen", erinnert er sich. Kein Wunder, denn die Männer arbeiteten im Akkord. Und sie hatten bereits vor Schichtbeginn einen anstrengenden Fußmarsch bis zum Arbeitsplatz zu bewältigen.

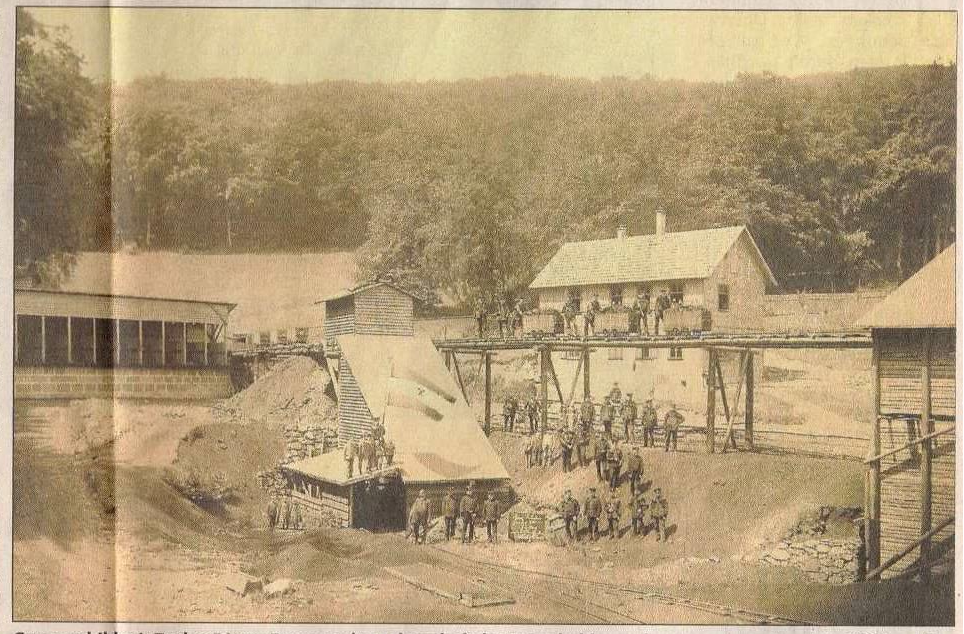
Heute sei von dem Zugang zur Zeche kaum noch etwas zu sehen, sagt Georg Mihr. Der lag am höchsten Punkt des Zeche-Marie-Wegs. Die Hoofer Kumpel, die etwa ein Drittel der 120-köpfigen Belegschaft stellten, erreichten ihn zu Fuß über Elgershausen am Hirzstein und am Bismarckturm vorbei. Die anderen Kollegen kamen aus Dörnberg und Ehlen, einige auch aus Kassel.

Als sich das Ende des Braunkohleabbaus in der Zeche Marie abzeichnete, gab es noch Versuche, neue Vorkommen zu erschließen. Damals wurde auch ein Tagebau im Habichtswald heiß diskutiert. Die Hessischen Braunkohlewerke als Betreiber der Zeche hatten bereits Probebohrungen unter anderem am Kuhberg in Auftrag gegeben. Diese Pläne sorgten für einen Sturm der Entrüstung.

Innerhalb kurzer Zeit bildete sich eine Bürgerinitiative, das Komitee „Hände weg vom Habichtswald". Zu dem gehörten unter anderem der Architekt und FDP-Politiker Fritz Catta, der Wilhelmshöher Arzt Wilhelm Rohrbach, der frühere Ministerpräsident Dr. Fritz Horch, Landrat Alexander von Mielecki (Wolfhagen) und der Mitherausgeber der Hessischen Allgemeinen Dr. Wolfgang Pöschl. In einer Erklärung machten sie deutlich: „Um die Erhaltung des Habichtswaldes werden wir kämpfen. Wir sollten darüber an die Bergleute denken, die heute noch vor Ort in harter, mühseliger Arbeit ihr Geld verdienen. Es sollte Mittel und Wege geben - und wir alle sollten helfen, sie zu finden - ihnen den Abschied vom Berg zu erleichtern."

Der Protest hatte Erfolg, aus den Plänen für einen großflächigen Tagebau im Schatten des Herkules wurde nichts. Am 28. Juli 1966 kam das Aus für die Zeche Marie, nach fast 400 Jahren Bergbau im Habichtswald. Für die meisten Bergleute begann jetzt ein ganz anderes Zeitalter. „Fast alle von uns haben Arbeit bei VW gefunden", sagt Georg Mihr.

An die Jahre im Bergbau erinnert er sich trotz der Knochenarbeit gern. „Die harte Arbeit und die Gefahr unter Tage haben uns zusammengeschweißt, wir waren echte Kumpel."



Gruppenbild mit Zeche: Dieses Foto von der Belegschaft der Braunkohlengrube stammt aus dem Jahr 1893 und befindet sich im Besitz des Kasseler Stadtmuseums.

Foto: Andreas Becker/Repro: Fischer

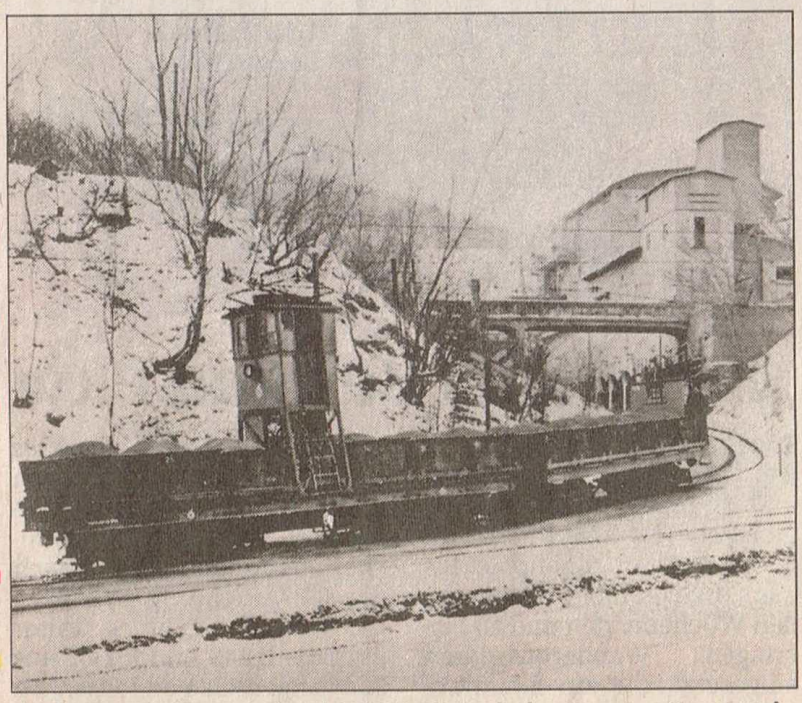
Sicherung der Stollen Aufgabe der Besitzer

KASSEL. Die Nachwirkungen des Bergbaus im Habichtswald beschäftigen die Fachleute bis heute. Immer wieder kann es zu Absenkungen des Bodens kommen.

Abseits der Bebauung ist das kein Problem, doch in der Nähe der Wohnhäuser am Zeche-Marie-Weg mussten die alten Stollen 1999 zuletzt gesichert werden. Damals wurde ein Gemisch aus Sand und Zement bis zu 30 Meter unter dem Erdboden in die ehemaligen Schächte gespritzt, um sie zu stabilisieren. Gezahlt hat damals die Preußen Elektra, die heute zum Energiekonzern E.on gehört.

Der frühere Betreiber des Kohleabbaus und des Kraftwerks in Borken (Schwalm-Eder-Kreis) hatte sich Mitte der 1960er-Jahre die Rechte am Abbau im Habichtswald gesichert. (tos)

Abschied: Nach der letzten Förderschicht vor 40 Jahren verabschiedeten sich die Bergleute von ihrer Zeche. Die meisten von ihnen fanden Arbeit bei VW in Baunatal. Foto: Archiv/nh



Wichtiges Transportmittel: Die Herkulesbahn transportierte Kohle und Basalt zum Wilhelmshöher Bahnhof. Foto: Archiv/nh

HINTERGRUND

Landgraf eröffnet den ersten Stollen

Der Bergbau im Habichtswald ist seit dem 16. Jahrhundert belegt. 1579 eröffnete Landgraf Wilhelm IV den ersten Stollen, dem etwa 50 Bergwerke folgten. Vom 19. Jahrhundert bis teilweise nach dem 2. Weltkrieg lieferten mehrere Zechen Kohle, deren Namen auch heute noch geläufig sind. Es handelte sich um die Zeche Herkules, die Zeche Hohes Gras, die Zeche Roter Stollen, die Zeche Drusel, die Zeche Marie, den Schlüsselstollen und den Schacht Großer Steinhaufen. (tos)

Inzwischen sind es 50 Jahre geworden seit dem Ende des Bergbaus, ein Anlass, diese Dokumentation abzuschließen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sollte die Presse auch noch weiteres zu dem Thema bringen, wird die Dokumentation entsprechend erweitert.